

A 56500 (127)

26. Juli 1988

Philipp

R

T 12 915 012

05
- 80

Philippi A 56500 (127)

P

Ueber die
Reform der Doctorpromotion.

Eine academische Rede

gehalten von

Dr. Adolf Philippi,

Professor an der Universität Gießen.



Gießen.

J. Ricker'sche Buchhandlung.

1876.

Ref

Ueber die

Reform der Doctorpromotion.

Eine academische Rede

gehalten von

Dr. Adolf Philippi,

Professor an der Universität Gießen.

Gießen.

J. Ricker'sche Buchhandlung.

1876.

Grossh.
Universitaets-
Bibliothek
GIESSEN.

Die Nothwendigkeit, eine Antrittsrede zu halten, hat mich veranlaßt, ein für unsere Verhältnisse überaus wichtiges und höchst zeitgemäßes Thema so zu behandeln, wie es der Anlaß gestattete. Weil die hier vorgetragenen Gedanken nicht den allermindesten Anspruch darauf machen, neu zu sein, so dachte ich zunächst nicht an Drucklegung. Erst in der letzten Stunde kam mir dieser Gedanke; und der Beweggrund, welcher mich dazu veranlaßte, verbot es mir Aenderungen vorzunehmen, welche ich sonst ohne Frage noch gemacht hätte. Die Rede ist nun genau so gedruckt, wie sie gehalten wurde. Damit muß der Leser ihre Mängel entschuldigen. Auch so wird sie deutlich genug zeigen, wie mit mir eine Anzahl meiner Collegen über die Promotion denkt.

Während des Druckes werde ich auf einen Aufsatz Heinze's (Heidelberg) in der Beilage zur Allg. Zeitg. Nr. 124 aufmerksam: „Herr Dr. Th. Mommsen und die Promotionsreform.“ Dieser große Aufsatz wird vielleicht in manchen Kreisen Sensation machen; daß er die vom Verfasser gewünschte Wirkung haben

wird, erlaube ich mir zu bezweifeln. Meine Stellung zu den von Heinze für die bisherige Gewöhnung angeführten Utilitätsgründen ergibt sich aus meiner Rede. Abgesehen davon geht mich nur die Auffassung an, nach welcher die Dissertation keine Gewähr für die Ernstlichkeit der Leistung bieten, hingegen die Oeffentlichkeit des mündlichen Examens allen nur wünschenswerthen Schutz gewähren soll. Diese „Oeffentlichkeit“ besteht bekanntlich an manchen Orten. Ebenso liegt aber auch die Erfahrung vor, daß sie für den Zweck der Controle so viel wie gar nichts leistet, denn sie läßt sich jeden Augenblick auf die verschiedenste Weise illusorisch machen. Außerdem ist in kleineren Städten kaum jemals jemand zugegen, der eine Controle üben könnte. Ich kann darum diese „Oeffentlichkeit“ im günstigsten Falle nur für eine kleine Unbequemlichkeit halten, die man sich um des Anstandes willen auferlegt, um dadurch der wirklichen Oeffentlichkeit, nemlich dem Druck der Dissertation, noch auf eine Weile zu entgehen.

Giefßen, am 6. Mai 1876.

Hochansehnliche Versammlung!

Ob eine Antrittsvorlesung nach fast zweijähriger Wirksamkeit überhaupt noch einen Sinn hat, das zu erwägen ist nicht meine Sache, da ich nur eine Pflicht damit erfülle, an welche ich in jüngster Zeit wiederholt erinnert worden bin. Nur das durfte ich höchstens mir sagen, als ich zur Erfüllung dieser Pflicht mich anschickte: dafs in der Wahl des Gegenstandes mir nunmehr sehr enge Grenzen gezogen sind. In grofsen Zügen das Gebiet meiner Arbeit zu skizziren, eine Art wissenschaftlichen Programms zu geben, wie es wohl der Neueintretende am liebsten thut, das ist mir leider jetzt versagt, da ich keine neue Hoffnung dadurch wecken, auch keine getäuschte dadurch beleben kann. Einen einzelnen Punkt aber der Fachwissenschaft so zu behandeln, wie es für den Fachgelehrten sich ziemte, hat sein Mißliches bei solcher Gelegenheit. Es führt zu weit ab von dem allgemeinen Fahrweg der Gedanken, und Sie, hochverehrte Herren, sind schwerlich erschienen, um sich über irgend eine Specialfrage von mir Belehrungen ertheilen zu lassen,

welche Sie schon beim Hinaustreten aus diesen festlichen Räumen vergessen zu haben sich freuen würden.

So bleibt denn nur mir übrig, Ihrer Prüfung einige Gedanken über eine Organisationsfrage vorzulegen, welche nicht nur für unsere Universität überhaupt, sondern speciell für mein Fach eine große Bedeutung hat. Gerade über die Promotion zu sprechen, liegt mir um so näher, als, wie meine verehrten Herren Collegen sich vielleicht erinnern, meine Freunde und ich gehindert waren, den letzten Berathungen über diese Frage beizuwohnen und zu ihrer Lösung ihr bescheiden Theil beizutragen.

Dafs ich in diese Lücke jetzt eintreten darf, muß ich dankbar als eine Gunst des Zufalls betrachten, der mich meine Antrittsvorlesung bis heute verschieben liefs. Ich bitte Sie im Voraus, Sich keinerlei Besorgnifs über den Modus meines Lösungsversuches hingeben zu wollen. Ich will keine Wunden berühren, die ich doch nicht heilen kann. Ich werde hoffentlich Ihnen zeigen, dafs man auch diesen Gegenstand rein sachlich, wie etwa die Frage über die Herkunft der Etrusker, oder über die Entstehung des Alphabets behandeln kann. Ich werde Ihre Aufmerksamkeit auf einen ganz bestimmten Punkt zu lenken suchen, der ruhiger, sachlicher Erwägung sich nicht unwerth erweisen wird.

Doch zuvor gestatten Sie mir eine einleitende Bemerkung. Meine Betrachtungen beziehen sich nur auf die Bedürfnisse der philosophischen Facultät;

was darüber hinaus liegt, will ich nicht berühren, auch wenn ich's könnte. Zwar sind auch dieses Kreises Interessen immer noch mannichfaltig genug, für diesen Gesichtspunkt aber, wie ich Ihnen zu zeigen hoffe, so einheitlich, daß auch Einer darüber zu urtheilen sich erlauben darf.

Bekanntlich hat die Ungleichheit des Promotionsverfahrens an deutschen Universitäten verschiedentlich den Gedanken an eine theilweise Aenderung dieser Dinge gerade in jüngster Zeit nahe gelegt. Ja wir in Gießen sind ganz besonders dabei betheilig. Denn abgesehen von anderen Aeufserungen wird Ihnen der letzte große Aufsatz M o m m s e n's in den „Preussischen Jahrbüchern“ nicht unbekannt geblieben sein, welcher auch unsere Verhältnisse in den Kreis der Besprechung gezogen hat.

Danach wird es von vornherein zweifellos sein, daß wir uns in der Lage einer Minderheit befinden, welche in ihren Einrichtungen der Mehrheit sich anzuschließen hat. Ich hebe, um dieses an einem äußeren Maßstabe deutlich zu machen, aus meinem reichen Material einige wenige Zahlen heraus.

Unsere philosophische Facultät hat im verflossenen Decanatsjahre 43 Promotionen vollzogen, genau so viel, wie die philosophische Facultät der Universität Leipzig im Jahre 1871/72. Nun aber betrug die Zahl der Studirenden der philosophischen Facultät von Leipzig schon damals über das sechsfache von der Zahl der Studirenden unserer philosophischen Facultät. Die Zahl der Leipziger Studirenden hat seitdem zu-

genommen, die Zahl der Promotionen daselbst sich noch etwas vermindert *).

Wir würden also, wenn es so weiter ginge, nahe sieben mal so viel promoviren, wie unsere Facultät in Leipzig. Dabei ist zu bemerken einerseits das unsere Promotionsziffer sich noch höher gestellt haben würde, wenn nicht hemmende Tendenzen gelegentlich sich geltend gemacht hätten, andererseits das Leipzig keineswegs in Bezug auf Promotion besonders rigoros ist. Wollte ich unsere Ziffer mit der der philosophischen Facultät von Berlin vergleichen, so würde unsere Thätigkeit einen noch weit höheren Zahlendruck finden.

Es folgt daraus, das, um mich zart auszudrücken, die von uns geforderten Leistungen leichter sind und das sie in dem Mafse erschwert werden müssen, durch welches die Zahl unserer Promotionen in das

*) Genau : Leipzig W. S. und S. S. 1871/2 : 43 Promotionen bei 972 Stud. der phil. Fac. im W. S. 1871/2; — W. S. und S. S. 1872/3 : 36 Promotionen bei 1030 Stud. im S. S. 1873. — Gießen vom 1. Jan. bis 31. Dec. 1875 : 43 Promotionen bei 164 Stud. d. phil. Fac. im S. S. 1875. Eine genaue Promotionsstatistik wäre wünschenswerth. Einen Anlauf dazu macht Oberbreyer, „Zur Doctorfrage“, Düsseldorf 1876, genügt aber noch nicht. Das Material, welches meine Freunde und ich gesammelt haben, ist viel vollständiger, aber auch noch nicht ausreichend. Die arcana des Universitäts-Verwaltungswesens erschweren genaue Feststellungen. Das z. B. wir im letzten Decanatsjahr 43 philosophische Promotionen hatten, würde ich vielleicht nicht wissen, wenn ich nicht als Facultätsmitglied es erfahren müßte. So viel ich weiß, veröffentlicht das Regierungsblatt nur die Promotionen der Inländer, welche doch wohl die geringere Zahl bilden.

richtige Verhältniß zu der Zahl der Promotionen anderer Universitäten gestellt wird.

Wie ist nun das zu machen? Reformversuche auf dem Gebiete des Promotionswesens sind so alt, wie die academischen Grade selbst. Sechshundertjährig und länger ist ihre Geschichte. Kaum treten in Paris, in Frankreich überhaupt, in Wien und Prag die bekannten academischen Grade auf, ehe noch überall die Facultäten sich getrennt, gebildet haben, — so begegnen wir schon verschiedenen Ansichten und verschiedener Praxis in der Ertheilung der Grade. Wir finden Differenzen zwischen verschiedenen Lehrkörpern, selbst zwischen Mitgliedern einer Facultät. Man handelte von den Leistungen des Promovenden, mehr noch von den Formalien, vielfach von den Promotionskosten, denn man ertheilte den Grad für Geld und Geschenke, ausnahmsweise nur umsonst, oder, wie man es nannte, um Gottes willen. Wir hören von päpstlichen Bullen, von bischöflichen und landesherrlichen Erlassen, welche ausgleichen und regeln. Selbst die öffentliche Meinung mit ihrer mehr als rücksichtslosen Kritik zeigt uns, daß Neues unter der Sonne auch heute nicht sich ereignet hat. Die Zustände sind so außerordentlich mannichfaltig, daß es schwer hält zu sehen, wo und wann der Unfug am größten war: ob zur Zeit der Blüthe des Juristendocors von Bologna (es war im 17. und 18. Jahrhundert), oder als Paris im 16. Jahrhundert das Magisterium in den Künsten mehr als freigebig verstreute, oder endlich als die Dunkelmänner die Promotionen deutscher Uni-

versitäten verspotteten. Allerdings macht, für Deutschland wenigstens, die Reformationsepoche einen Einschnitt. Die Grade der Artistenfacultät waren vorzugsweise dadurch entwerthet, daß diese Facultät zugleich als eine Art Vorschule für die drei sogenannten höheren Facultäten diente. Seit die neu errichteten lateinischen Schulen diesem Bedürfnisse Rechnung trugen, bekamen die philosophischen Grade wieder etwas mehr Bedeutung. Jetzt zogen es die jungen Leute vielfach vor, auf den Schulen erst etwas ordentliches zu lernen, anstatt unreif die Universitäten zu beziehen und um nichts fast gefördert Baccalaureat und Lizenz der Artistenfacultät sich zu erwerben.

Die philosophische Facultät wurde wohl vieler Orten dadurch gehoben, sie bekam einen mehr fachwissenschaftlichen Charakter. Doch es wäre voreilig, aus diesem Anzeichen auf eine wirklich vollzogene Reform auch des Promotionswesens der philosophischen Facultät schliessen zu wollen. Denn die Universitätsacten gerade der letzten Jahrhunderte sind reich an Reformvorschlägen bis ins Einzelste. Sie werden also wohl nöthig gewesen sein.

Wir Menschen von heute sehen wohl aus diesen Vorgängen, daß in vielen Punkten die Wahrnehmungen und Gedanken unserer Vorfahren von vor so und so viel hundert Jahren genau mit den unseren übereintreffen. Aber wie wir es machen müssen, lernen wir schwerlich daraus. Der alte Meiners freilich glaubte vor 70 Jahren ein Universalmittel gegen alle Schäden des Promotionswesens seiner Zeit gefunden

zu haben. „Man verordne nur, sagt er, daß bei jedem Examen, besonders in der juristischen und medicinischen Facultät, zwei Professoren aus anderen Facultäten zugegen seien und ihr Votum abgeben.“ Meiners war Professor der Weltweisheit in Göttingen. Ich glaube kaum, daß wir heute noch mit der gleichen Zuversichtlichkeit von der Assistenz zweier Collegen aus anderen Facultäten unser Heil erwarten würden. Aber wir haben's auch zum Glück nicht nöthig, aus der Geschichte dieser Reformbestrebungen zu lernen. Nicht zwar, als ob wir Gott zu danken hätten, daß wir so viel bessere Menschen sind; sondern die Verhältnisse sind einfacher, die Mittel zur Abhülfe liegen bereit, an Erfahrung und nachahmenswerthen Vorbildern fehlt es nicht.

Seit der philosophische Doctorgrad auf fast allen deutschen Universitäten an die Bedingung der gedruckten Doctordissertation geknüpft wurde, ist den wenigen Hochschulen, welche diese Bedingung nicht stellen und dabei doch mit Reformgedanken sich tragen, ihr Weg einfach vorgezeichnet. Wer dieses weiter ausführen will, kann nur längst Bekanntes wiederholen. Aber Bekanntes zu sagen ist nicht immer überflüssig.

Ich will zunächst einen, ich möchte sagen: unermesslichen Vortheil hervorheben, welchen die Einführung der gedruckten Dissertation für uns mit sich bringt. Bei einem bloß mündlichen Examen muß die Ungleichheit der Ansprüche der einzelnen Examinatoren auch Ungleichheiten der Leistungen zur

Folge haben. Ja noch mehr! Was der eine fordert, scheint dem anderen nicht genug, vielleicht viel zu wenig. Ob jedes mal mit Recht, steht dahin. Aber Menschlichkeiten werden passiren, so lange die Welt steht. Und wie soll nun der strengere Urtheilende sein vermeintliches Recht als Mitglied der promovirenden Facultät geltend machen? Zur Ausgleichung solcher Differenzen, welche uns zu vergegenwärtigen kaum schwer sein dürfte, fehlt jetzt jedes Mittel, zur Herstellung aber eines Niveaus der Leistung, welches diesen Schwankungen nicht ausgesetzt wäre, jeder Maßstab. Sie können mir einwenden: Bietet denn nicht die Wissenschaft objective Kriterien, nach welchen die Qualität eines Doctorexamens sich unwidersprechlich beurtheilen läßt? Allerdings, antworte ich. Aber dieser Umstand vergrößert nur die Verlegenheit. Ich verfolge ihn darum nicht weiter.

Wenn die durch den Druck zu veröffentlichende Dissertation als Hauptleistung eintritt, so ändert sich die Sachlage sofort.

Zum Richter über das Geschehene wird dann von selbst die öffentliche Meinung eingesetzt, von deren segensreicher Wirkung übrigens die Universitäten mehr als andere Institute bis jetzt leider noch ausgeschlossen sind. Es tritt eine Kritik ein, an der jeder, dem daran liegt, sich zu betheiligen eine Form finden wird, ohne daß er den Vorwurf des Mißtrauens, des uncollegialischen Verhaltens zu fürchten hat; und nur diese Art der Beurtheilung verdient in Wahrheit

den heut zu Tage freilich sehr vieldeutigen Namen der wissenschaftlichen. Selbstverständlich ist es nicht der noch unbekannte Autor, welcher diese Kritik zu fürchten hat, sondern der oder diejenigen seiner Lehrer, welche die Erstlingsarbeit des Druckes für würdig erachteten; und eine meiner Ansicht nach schöne Einrichtung, welche früher allgemein war, jetzt, so viel ich weiß, nur noch an einer deutschen Universität besteht, drückt diese Verbindlichkeit dadurch aus, daß der Name der Referenten dem Titel der Dissertation aufgedruckt wird.

Hätte die Einführung der Dissertation nur diese Assecuranz und nichts weiter zur Folge, so würde schon die Nothwendigkeit der Einrichtung bewiesen sein. Aber sie bietet noch positive Vortheile, welche an und für sich werthvoll sind.

Das Wort „Wissenschaft“ muß sich heut zu Tage manche Anwendung gefallen lassen, für die es ursprünglich nicht bestimmt war, — ein Mißbrauch, auf welchen bekanntlich kein Paragraph des Strafgesetzbuches Rücksicht nimmt. Mit dem Worte „wissenschaftlich“ bezeichnet man ja mit Vorliebe Leistungen, welche mit der Wissenschaft ein nur bei scharfer Vergrößerung wahrnehmbares tertium comparationis gemein haben, mag dieses nun in der Form, oder, was gewöhnlicher ist, im Gegenstande liegen.

Dem an solche Ausdrucksweise Gewöhnten erscheinen natürlich vielfach Bestrebungen, welche wirklich wissenschaftlich zu heißen verdienen, weil sie ein

Körnchen neuer Wahrheit zu finden suchen, langweilig, pedantisch, abgeschmackt.

Dieser Begriffsverwirrung entspringt ein Haupteinwand, welchen auch wir gelegentlich gegen die gedruckte Dissertation haben vorbringen hören. Man hält sich an das Alleräufserlichste der Erscheinung, die hundert und aber hundert jährlich entstehenden Schriftchen, welche bei ungleicher Güte meistens recht unscheinbare Kleinigkeiten mit mehr oder weniger Gründlichkeit behandeln, — und man behauptet dann : die Zeit der Doctordissertationen sei vorüber. Solche Betrachtungsweise ist in der That mehr als oberflächlich. Und ich mache mich anheischig, auf diese Weise für jedes Ding auf der Welt zu beweisen, daß seine Zeit vorüber ist.

Man muß doch bei der Beurtheilung der Dissertationenfrage zwei Gesichtspunkte strenge scheiden : den absoluten Werth der Sache und die Bedeutung derselben für den Einzelnen, den Autor, den Studirenden. Was den ersten Punkt betrifft, so steht es für den Kundigen fest, daß unter der großen Zahl der jährlich erscheinenden Dissertationen stets solche sich befinden, die ihren Gegenstand wahrhaft fördern, die hinter den Abhandlungen sogenannter Gelehrter nicht zurückstehen, ja, sie vielfach übertreffen. Das wäre also ein Moment, welches für die Berechtigung spräche. Wichtiger noch ist das zweite : die Bedeutung der Dissertation für den Studirenden selbst. Ich erlaube mir hierauf etwas näher einzugehen. Jener Einwand bleibt nunmehr auf sich

beruhen; ihm ist eigentlich mit der bloßen Erwähnung schon zu viel Ehre geschehen.

Die Einführung der gedruckten Dissertation entstammt einer ernsteren Auffassung des Promotions-actes, einer Auffassung, welche dem Doctorgrad den ihm gebührenden wissenschaftlichen Charakter zu verleihen suchte und bei der Wahl des Mittels von der eben erwähnten Begriffsverwirrung sich frei hielt. Diese Auffassung schied offenbar sehr bestimmt zwischen dem Wissen, dem bloßen Gelernthaben und der Fähigkeit zu wissenschaftlicher Leistung. Diese Fähigkeit verlangte sie von dem Doctor der Philosophie und mit Recht. Denn der Doctor der Philosophie, nach alter Terminologie: der Magister der Künste, ist der Meister, d. h. von Haus aus der Mann von wissenschaftlichem Range, der den anderen Meistern, den Professoren, die ihn promoviren, gleich stehen soll, nicht zwar in dem Umfange seiner Kenntnisse und Leistungen, aber in dem Grade seiner Bildung und seiner Fähigkeit.

Dafs die Qualität dieses Magisteriums durch Mißbrauch entwerthet, die eigentliche Bedeutung des Doctors vielfach bis zur Unkenntlichkeit entstellt wurde, — das beweist gegen die Berechtigung jener ernsteren Auffassung natürlich eben so wenig, wie etwa jemand mit dem Nachweise seiner Sündhaftigkeit die Zulässigkeit der Besserung erfolgreich würde bestreiten können.

Wo nun das Verlangen gestellt wird, dafs der Doctor der Philosophie seine Würde durch eine

wissenschaftliche Leistung verdienen soll, da wird natürlich keine Rücksicht genommen werden können auf äußere Gesichtspunkte, wie auf das Bedürfnis eines Titels für eine bestimmte Lebensstellung oder auf Prämierung mit diesem Titel zum Dank für fleißigen Collegienbesuch. Der Doctor steht dort, wie man in der Sprache des gewöhnlichen Lebens sagt, höher, als da, wo man die Forderung der gedruckten Dissertation aufgegeben, oder nie ernstlich gestellt hat. Diese äußere Thatsache steht so fest, für Alle, die da wissen und sehen wollen, daß sie keines Beweises bedarf. Und auch ihr innerer Grund ist wohl nicht schwer einzusehen! Die Dissertation, d. h. die gedruckte, der öffentlichen Controle ausgesetzte, gibt den Studien eines jungen Mannes ein wissenschaftliches, ein auf die Forschung gerichtetes Ziel. Ob auch ihr Gegenstand noch so eng begrenzt, scheinbar noch so kleinlich ist, dem Unverstande selbst belächelnswerth erscheint, — das ändert an diesem Werthe der Einrichtung nichts. Denn es handelt sich ja nicht um einen Aufsatz für die „Gartenlaube“ oder für eine Sammlung von gemeinverständlichen Vorträgen, woran der sogenannte Gebildete seine Freude haben soll; sondern es handelt sich um ein anspruchloses, in der stillen Werkstatt wissenschaftlichen Lernens gereiftes Stück Arbeit, welches nicht zunächst nach dem Erfolge gemessen sein will, sondern nach dem Werthe, den die eigene Arbeit an sich hat. Die eigene Arbeit an sich! Das ist eine sehr inhaltsreiche Formel (auch sie freilich gehört zu den durch

häufigen und unangemessenen Gebrauch entwertheten). Solche Arbeit unterscheidet sich zunächst von dem bloßen Aufnehmen des in den Collegien gebotenen Lernstoffes, auch des denkbar besten; vollends aber unterscheidet sie sich von dem Auswendiglernen aufs Examen, denn es ist kaum paradox, zu sagen, daß das letztere vielmehr ein Mittel gegen die wirkliche Arbeit in diesem Sinne ist. Der Uebergang von dem bloßen Recipiren zum Produciren (ich verstehe den letzteren Ausdruck in seiner, so zu sagen, anspruchslosesten Bedeutung), dieser Uebergang ist wohl manchem von uns in der Erinnerung an sich selbst und seine Studienzeit noch gegenwärtig. Die in der Hauptsache gewiß vorzügliche Methode des zusammenhängenden Collegienvortrages, wie sie bei uns in Deutschland besteht, hat ja zur Folge, daß eine Zeit lang der Lernende an dem Vorgetragenen mitzudenken, mitzuarbeiten glaubt (so sollte es wenigstens sein), daß er dabei zunächst für sich selbst zwischen dem ihm Gegebenen und seinen eigenen Gedanken über das Gegebene nicht oder wenigstens nicht streng scheidet. Der erste Versuch zu selbstständigem Arbeiten (wozu die Vorlesung anregen kann und soll) zerreißt diesen Zusammenhang. Es beginnt, ich möchte sagen: die Theilung des geistigen Eigenthums, wobei der Studirende gewöhnlich sieht, daß ihm selbst gar nichts gehört, seinem Professor verhältnißmäßig wenig, das meiste aber der Wissenschaft, — der Wissenschaft, die er nun mit seinen schwachen Kräften zu fördern sich vermessen will. Das gibt dann eine gewaltige Enttäuschung, über deren unmittelbare

Wirkung der eine nie hinaus gelangt, für den anderen aber ist sie heilsamer Uebergang; es erfolgt bei ihm nun eine Sammlung aller Kräfte im kleinsten Punkte, welche allein den Namen der Arbeit verdient. Das nächste Ergebnifs dieser Arbeit ist die Doctordissertation, ihren Segen aber führt sie für das ganze Leben des Menschen mit sich. Sollten wir nicht eine Einrichtung sehnlichst herbeiwünschen, welche diesen Segen unseren Zuhörern und uns bringen kann?

Ich höre freilich einen Einwand, welcher nicht ungegründet scheint. Ich selbst habe eine Zeit lang unter seinem Einflusse gestanden. Auf einer großen Universität, an welcher ich meine Lehrjahre als Doцент verbringen durfte, glaubte ich manchmal die Beobachtung zu machen, wie viel schöne Zeit in einzelnen Fällen doch verloren geht mit dem Suchen nach dem Thema zu einer Dissertation, die nie zu Stande kommt; und während die Kräfte des Betreffenden zu einem guten Staatsexamen ausgereicht hätten, haben sie nun sich zersplittert und das eine — die Promotion — gar nicht, das andere — das Staatsexamen — nur mit Mühe und Noth erreicht. Solche Wahrnehmung steht wohl nicht allein. Es sind dies, ich möchte sagen: die Opfer des Dissertationenwesens, welches, wie alle Einrichtungen, seine Schattenseite hat. Doch bei näherem Beobachten wird meistens wohl sich zeigen, daß nicht die Einrichtung, sondern die Menschen diesen Fehler zu tragen haben. Da, wo der academische Doctorgrad als wissenschaftliche Auszeichnung gewährt und

anerkannt wird, darf er von dem Bewerber Opfer an Kraft und Zeit, vielleicht vergebliche Opfer, fordern, die der Einzelne sich zu vergegenwärtigen Zeit hat, ehe er sich anschickt, sie zu bringen.

Man hat nur festzuhalten, daß niemand dazu gezwungen ist, namentlich nicht aus praktischen Rücksichten. Praktische Qualificationen sollen sich an die Staatsexamina knüpfen. Wo aber der Doctorgrad als eine Art Surrogat für das Staatsexamen, als ein geringeres, immerhin aber noch ausreichendes Qualificationsattest angesehen und dem gemäß ertheilt wird, — da besteht ein Mißstand, welcher nicht als Argument in die Besprechung sich eindringen darf, dessen Beseitigung vielmehr als selbstverständlich hingestellt werden muß, ehe die Betrachtung weiter fortschreiten kann.

Verfolge ich nun weiter den Einfluß und die Bedeutung der Dissertation für den Studiengang, so will ich freilich nicht leugnen, daß auch die Forderung überspannt werden kann. Eine Universität, die z. B. das Glück hat, viele an und für sich werthvolle Dissertationen ins Leben zu rufen, wird leicht diesen absoluten Werth zum Maßstab ihrer Forderung machen und mit dem unter anderen Verhältnissen genügend erscheinenden specimen eruditionis nicht zufrieden sein. Das ist nicht nur berechtigt, sondern sogar natürlich, denn dieser Forderung wird wohl immer auch die höhere Leistungsfähigkeit zur Seite stehen.

Es scheint mir darum von dieser Seite her die Einrichtung selbst ernstlichen Bedenken nicht zu-

gänglich zu sein. Die Ausführung wird selbstverständlich Verschiedenheiten zulassen. Unter Umständen wird der Versuch selbstständigen Eindringens in eine Materie auch ohne ein neues Ergebniss genügen müssen. Es hängt von der Beschaffenheit des einzelnen wissenschaftlichen Faches ab, ferner von der Vertretung desselben an der Universität, von dem Grade der Vorbildung der Studirenden, sogar von der Beschaffenheit der Bibliothek, ob dieses geringste Mafs der Leistung die Regel bildet oder ob es Ausnahme ist. Mehr zu erreichen, als dieses, ist wünschenswerth und mufs erstrebt werden. Können die gegebenen Umstände diesen Erfolg nicht sicher verbürgen, so läfst sich dennoch von hier aus kein Argument gegen die Einrichtung überhaupt entnehmen. Selbst wenn die Wissenschaft an unseren einzelnen Dissertationen gar nichts gewänne, so würde dabei doch noch ihr Werth für die wissenschaftliche Ausbildung des Einzelnen bestehen können. Ich hebe dies darum hervor, weil man ja vom Standpunkt des einen oder anderen der in unserer Facultät vertretenen Fächer sagen kann, die Forderung einer gedruckten Dissertation erweise sich hier oder dort als unzweckmäfsig oder gar unmöglich. Dieser Einwand ist jenem Zugeständnisse gegenüber hinfällig. Und wer ihn dennoch erhöhe, dem würde ich, ohne dafs ich das im einzelnen hier ausführen kann, mit vollem Recht, wie ich meine, erwidern: dafs dann nur der Verzicht auf den Doctorgrad übrig bleibt. Wollte aber jemand dieser Schlussfolgerung das Argument der sogenannten praktischen Nothwendigkeit des Doctortitels wiederum entgegen-

halten, so hiesse das nichts anderes, als auf ganz äußerliche Zweckmäßigkeit Rücksichten zurückgreifen, welche der Promotionsfrage, wenn sie überhaupt eine Lösung finden soll, gänzlich fern bleiben müssen. Denn da es keine Stufenfolge von Graden mehr giebt, sondern nur noch den einen Dr. phil., so kann natürlich eine Facultät nicht verschiedene Species dieser Würde mit ungleichem Curswerthe ausgeben.

Und was ließe sich nun noch mit Grund gegen die gedruckte Dissertation einwenden? Etwa die größere Mühe unsererseits? Gewiß! Aber mit der Reduction der Zahl der Promotionen auf das wünschenswerthe Normalmaß wird diese Mühe von selbst sich vertheilen. Von auswärtigen Promotionsgesuchen werden wir ohnehin dann mehr verschont bleiben, wenn wir unsere Ansprüche mit denen der anderen Universitäten ausgleichen. Für unsere Studirenden aber Mühe auf uns zu nehmen ist unsere Pflicht und wird hoffentlich unsere Freude sein.

Und was nach dieser Seite hin der Einzelne unter unseren Studirenden erreicht, das kommt nicht ihm bloß, sondern dem Ganzen zu Gute. Denn auch im Leben wird, wer kein Ziel sich steckt, nichts erreichen, von Fällen des Glücks abgesehen, dessen ja keiner sicher ist. Dadurch aber, daß des einen Ziele voraus denen des anderen stehen, erweitert sich der Gesichtskreis, wachsen die Kräfte des anderen; und so, meine ich, müßte bei uns die wissenschaftliche Arbeit Weniger eine weit über das Nächstliegende hinausgehende Wirkung haben, mit der wir jetzt freilich nur in Gedanken uns beschäftigen können. Daß aber diese Ge-

danken nicht in die Irre gehen, daß vor allem es nicht eine belächelnswerthe Utopie ist, wenn jemand von dem wissenschaftlichen Charakter des Doctorgrades spricht, das beweist uns wohl zur Genüge das Beispiel derjenigen Universitäten, denen wir einfach nachzustreben haben.

Denn Mittelwege gibt es jetzt nicht mehr. Eine geschriebene, nicht zu druckende Dissertation wäre für uns keine halbe Mafsregel, sondern gar keine. Alles was ich über den Werth der gedruckten Dissertation für uns gesagt habe, ist nur für sie wahr; auf eine blofs schriftliche Arbeit findet es keine Anwendung mehr. Den Gedanken an eine nur handschriftliche Abhandlung habe ich darum bis jetzt ernstlicher Widerlegung nicht für werth gehalten. Könnte ich mir denken, daß jemand mir diesen Gedanken dennoch als ausführungswerth hinstellte, — ich würde nur fragen können : was denn in aller Welt diese Scheu vor den Mitteln der Buchdruckerkunst verursache. Und diese Frage wird auf eine befriedigende Antwort wohl immer warten müssen.

Dagegen fallen mir stets wieder neue Gründe für die Drucklegung ein, deren einen wenigstens ich Ihnen nicht vorenthalten will. Wir bekommen alljährlich von unseren Schwesteruniversitäten Hunderte, glaube ich, von Dissertationen, die uns doch werthvoll genug sind, um sie auf unserer Bibliothek sorgfältig katalogisiren zu lassen. Wir vergelten diese Wohlthaten mit der Uebersendung — unseres Personalverzeichnisses. Ich für meinen Theil muß gestehen, daß mein Dankbarkeitsgefühl mit dieser Art der Wiedervergeltung sich noch nicht völlig Genüge gethan hat.

Wenn ich nun zum Schluß auf die jetzt so viel verhandelte Frage der Reform des Promotionswesens noch einmal zurück blicke, so scheint mir doch das Fragwürdige nur darin zu bestehen, daß und warum drei oder vier Universitäten der auf allen anderen eingeführten Einrichtung der gedruckten Dissertation sich widersetzen und dadurch einerseits der Normalleistung, andererseits der Controlpflicht sich entziehen! Daß dieses der Cardinalpunkt der Frage wirklich sei, konnte manchem verborgen bleiben, so lange bei der ganzen Discussion immer und immer wieder der sogenannte Doctor in absentia in den Vordergrund gedrängt, diese Einrichtung als das schwarze Laster hingestellt wurde, und wer von dem sich frei wufste, als Tugendspiegel sich fühlen konnte.

Diese Selbsttäuschung ist jetzt nicht mehr möglich. Denn Mommsen, der mit einem Feldzuge gegen den Doctor in absentia begann, hat ja nun in seinem vorhin genannten Aufsätze es ausgesprochen: daß hinter der Frage: ob Doctor in absentia, ob nicht? oft noch ganz andere Dinge sich verbergen. Es tritt also jetzt jener eine Punkt auch für uns in sein volles Licht. Forderten alle deutschen Universitäten ohne Clausel die gedruckte Dissertation, so würde für die philosophische Facultät die Reformfrage meines Erachtens nicht mehr existiren. Wir, die wir zu dieser Normalleistung bis jetzt uns nicht verstanden haben, wir haben kein Recht, unsere Gedanken mit Delegirtenversammlungen und dergleichen kostbaren Apparaten zu beschäftigen; wir haben uns einfach anzuschließen, so lange noch das Recht des freiwill-

ligen Anschlusses uns bleibt. Denn dafs der Anschluß vollzogen wird, steht fest, da drei bis vier Universitäten schwerlich gegen die vierfache Anzahl einen Sonderbund werden aufrecht erhalten können. —

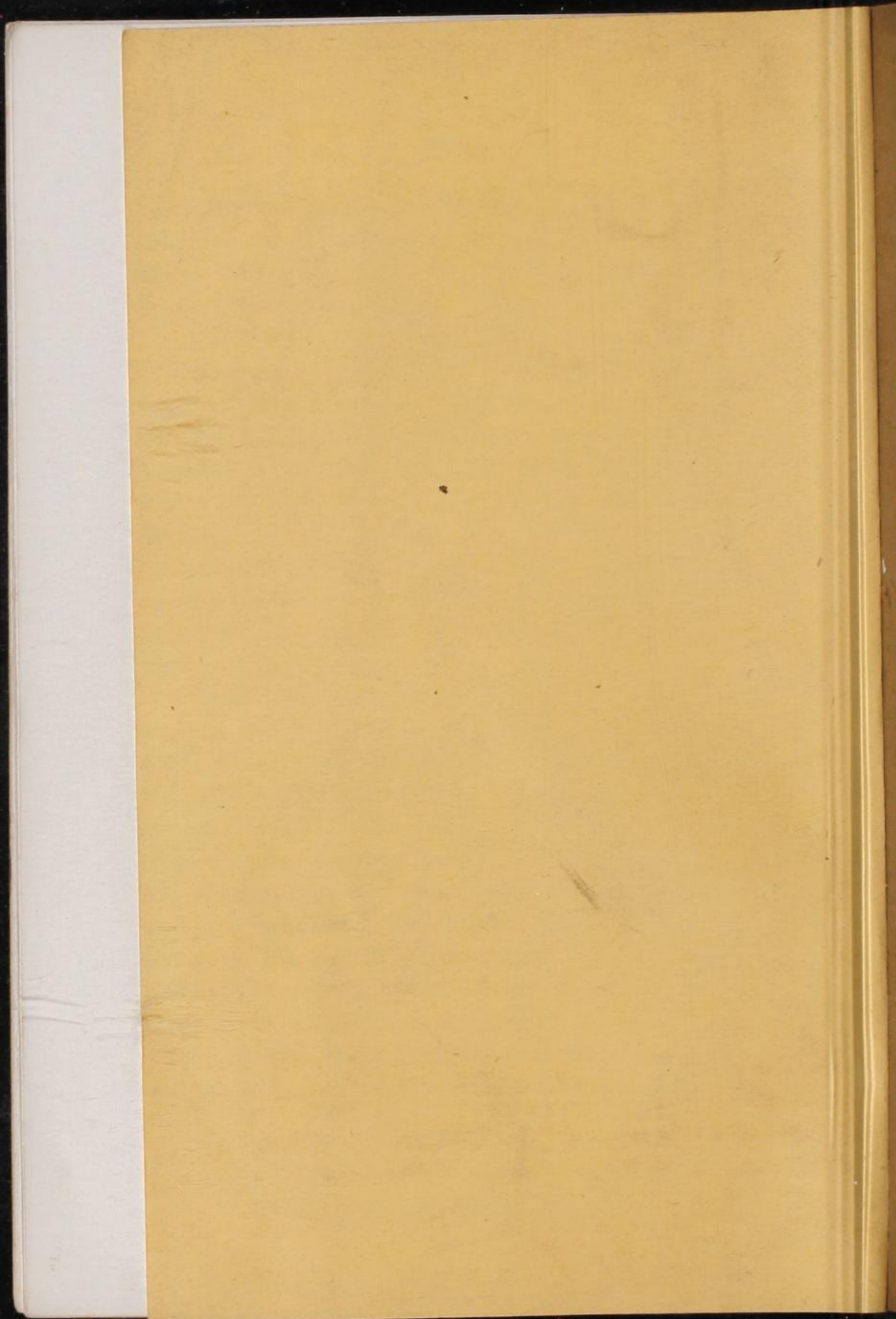
Und wenn nun jemand dächte, warum ich eine scheinbar ganz interne Frage aufserhalb des engeren Kreises collegialischer Geschäftsberathung hier und heute zur Erwägung gestellt hätte, — so könnte ich nur antworten : die Frage ist leider keine interne mehr. Man verhandelt sie auf allen Strafsen und in allen Blättern. Ich aber möchte nicht, dafs wir durch die rücksichtslose Gewalt der öffentlichen Meinung uns zwingen liefsen, sie in ihrem Sinne praktisch zu beantworten. Ich wünsche, dafs wir selbst sie erwägen, wir und unsere Commilitonen.

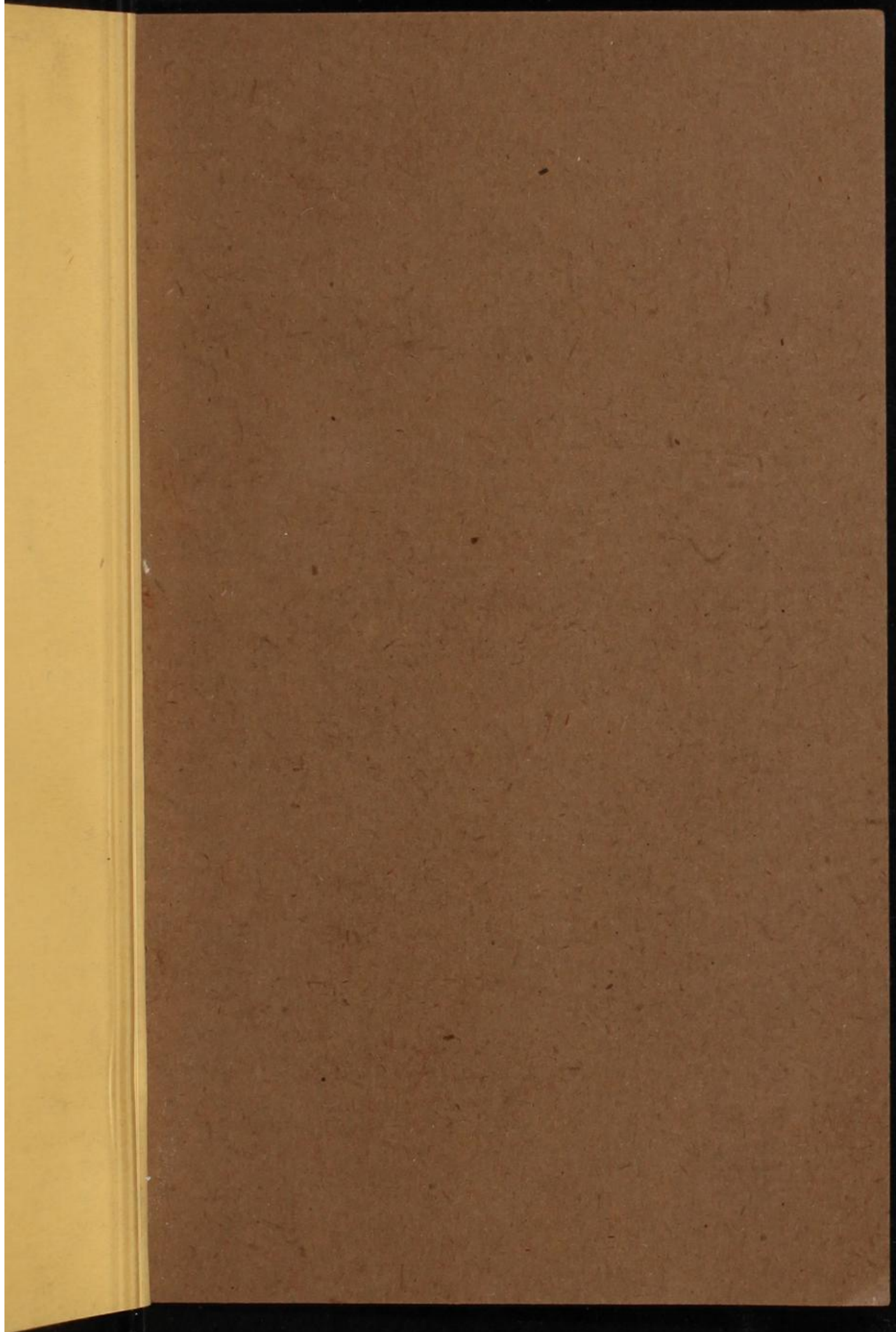
Denn schliesslich, wir Professoren mögen thun, was wir immer wollen, — der Erfolg unseres Thuns, die Erfüllung unserer Hoffnung, die Zukunft unserer Hochschule steht bei unseren Commilitonen. Und wie ein edles Volk, nach dem Ausspruche des grofsen Staatsmannes, strenger Gesetze sich freut, so, meine ich, müfsten auch Sie, meine hochverehrten Commilitonen, es wünschen, dafs höhere Anforderungen, als bisher, an Sie gestellt würden, wenn Sie deren Nothwendigkeit erkannt hätten. Sollte es mir gelungen sein, dieser Erkenntnifs einen Weg zu bahnen, so würde ich nicht mehr zweifeln, ob es einen Sinn habe, dafs ich heute noch meine Antrittsvorlesung hielt.

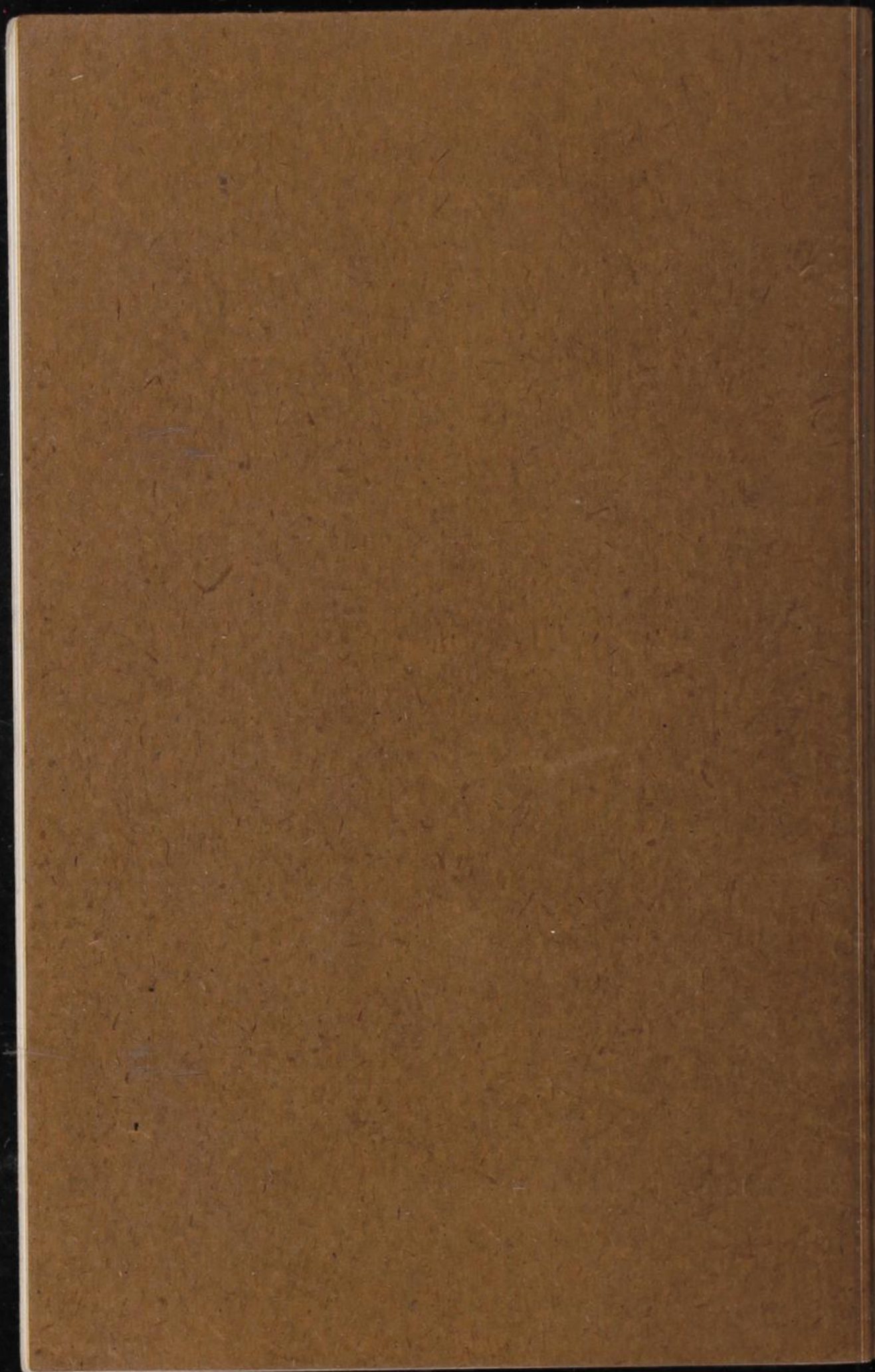
fs
er-
en

ne
en
nd
ur
r.
en
lie
ns
de-
en,

m,
ns,
rer
vie
en
ine
ili-
als
th-
gen
so
be,







Colour & Grey Control Chart

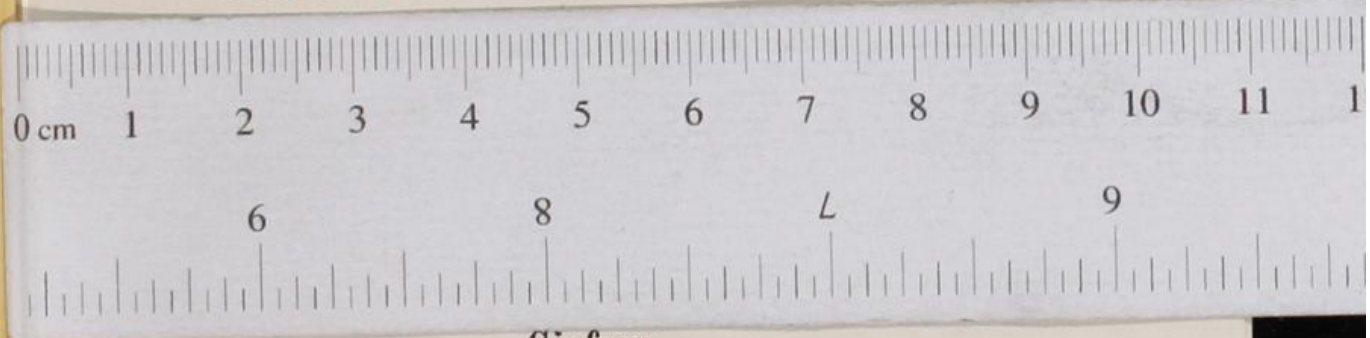


Eine academische Rede

gehalten von

Dr. Adolf Philippi,

Professor an der Universität Gießen.



Gießen.

J. Ricker'sche Buchhandlung.

1876.